

Man würde der deutschen Forstwissenschaft, die eine hohe und vorbildliche Kunde ist, unrecht tun, wenn man nicht in ihre feine und sorgsame Arbeit einzudringen versuchte. Zwei Begriffe sind ihr gegeben, mit denen sie leben muß: Der Gedanke der Rentabilität und der der Romantik des Waldes. Der Forstmann wird immer wieder die tragische Dissonanz dieser Begriffe durchleben müssen.

Die Forstwissenschaft lehrt uns als eine ihrer größten Künste: die Kunst der Waldverjüngung. Die alte Form der sogenannten Plenterwirtschaft überläßt den Wald sich selbst. Sie ist bei den heutigen Ansprüchen an die Wirtschaftlichkeit des Waldes schwer durchführbar. Das Schlagen der reifen Stämme verursacht zudem gewaltige Schäden unter dem Jungwuchs. Eine andere Form der Verjüngung ist der Blender-Saamschlag. Dieser Schlag räumt das Altholz dort auf, wo sich am leichtesten und sichersten Naturbesamung findet. (Für Laubhölzer am Nord- und Nordweststrand, für Nadelhölzer im Norden.) Ein idealer Waldbetrieb auf kleiner Besitzfläche, daher oft „Waldform des kleinen Mannes“ genannt. Alle diese Schlag- und Verjüngungssysteme des Waldes verfolgen ein Ziel: Das Abholzen und Aufforsten des Waldes in einen natürlichen Zusammenhang zu bringen und den Waldboden als chemische Kraftquelle des Waldes zu erhalten. Die Form der „Dauerwaldwirtschaft“ scheint diesen entscheidenden Zusammenhang am besten zu wahren. Der Dauerwaldwirtschaftler schlägt nicht seinen Bestand, weil er ein bestimmtes Alter der Reife erreicht hat, sondern um den Wald als Ganzes gesund zu erhalten. Er ist Waldbiologe, der die ganze humusbildende Kleinlebewelt des Waldbodens kultiviert. Hier beginnt die große Rückverwandlung des Forstes in Wald.

*

Noch heute kann man Naturwald in Deutschland finden. Am reinsten in mittleren und südlichen Gegenden des Reiches. Inmitten von Feldern. An steilen Abhängen. Kleine Wunder von Wäldern sind es. Sie gehören meist Bauern. Dem Pflug werden sie nicht untertan, weil es sich nicht verlohnt, oder weil sie (an Abhängen) das Erdreich davor bewahren, bei Regengüssen ins Kulturland herabgeschwemmt zu werden. Vielfach „der Busch“ genannt, ist solch ein Wäldchen Zauber- und Märchenwald. Verwunschen, ja oft verhext, von der Betörung des Unheimlich-Heimlichen. Tags ein schwirrendes Vogelparadies, vom dichten Brombeergebüsch geschützt, tropisch durchglüht. Nachts ein magischer Hain, von uralten Stimmen durchflüstert. In diesem Busch mit seinen tiefen Verstecken haben viele von uns gespielt. Hier waren wir Jäger, Räuber, Indianer, hier lernten wir die Kunstfertigkeiten eines Robinson.

Der andere Urwald in Deutschland ist der Bergwald. In höhergelegenen Regionen der Mittelgebirge und Alpen, dort, wo die Holzwirtschaft zu mühsam wird, darf sich der Wald noch einmal in seiner Eigenmacht ausleben. Und er braucht diese Kraft, um einer anderen Gewalt zu widerstehen, die ihn von der Höhe zu vertreiben sucht, Bergwind und Höhenkälte.

Haben wir nicht alle diesen hohen Ton in der Erinnerung, den der Wind in den Hochwaldwipfeln anstimmt? Und doch kann man diesen Ton des Waldmeeres auch in der Waldlosigkeit erleben, inmitten der Heide. Lege dich tief hinein in diesen Liliputwald, und du vernimmst das Wunder, daß der Wind das gleiche hohe Wipfelled anstimmt.

*

Es gibt Bücher, die die Physiognomien der deutschen Waldbäume beschreiben, schöne und lehrhafte Bücher, die das Lebensbild der Eiche, Buche, Linde, Birke und des Ahorns zeichnen, alle diese Bäume sind Charakterbäume, und es ist gut und nützlich und ein Zeichen von Innigkeit, ihre Biographien zu wissen wie die von Freunden. Denn wir haben im Leben mehr mit ihnen zu tun, als uns oft bewußt ist. Sie ragen als Urheimat in unsere Träume hinein, und sie könnten der große beruhigende Schatten sein in der engen Helle unseres Wachseins. Sie könnten uns eine Tiefe geben und eine Heimat, wie sie nur der Wald hat.

Bäume gibt es, die die Schicksale von Jahrhunderten gesehen haben. Eine Linde, die in Donndorf bei Bayreuth stand und vor 35 Jahren zusammenbrach, hatte, nach ihren Jahresringen zu schließen, ein Alter von 1230 Jahren erreicht.

*

Der Wald ist endlos. Endlosigkeit gehört zu ihm wie zum Fluß das Strömen.

Seit zwei Stunden fahren wir durch den Wald. Am Fenster des Abteils sitzt ein Vater mit seinem fünfjährigen Sohn.

Bald drängt sich der Wald nahe an den Bahndamm, bald gibt er Wiesen ein wenig Raum, aber immer ist er da, dunkel, verschlossen und tief.

„Vater, nicht wahr, der Wald ist doch riesig groß?“

„O ja“, sagt der Vater.

Pause.

„Vater, nicht wahr, der Wald ist doch unendlich?“

„Na“, antwortet der Vater, „unendlich ist er nicht.“

Pause.

„Vater, aber die Bäume kann man doch nicht zählen?“

„Das könnte man schon“, antwortet der Vater.

„Wie macht man denn das?“

„Also“, sagt der Vater, „das macht man so: Da holt man sehr viel Leute und die stellen sich auf und zählen. Und wenn sie fertig gezählt haben, dann gehen sie weiter zu den andern Bäumen und zählen auch diese. Sie müssen sich natürlich den Wald richtig einteilen, damit sie wissen, wo sie schon gezählt haben.“

Pause.

Hänschen fragt nicht mehr nach dem Wald, er guckt auf die Schienen des Nebengleises hinunter, etwas anderes interessiert ihn jetzt . . .

Ein Vater hat einen Märchenwald abgeholzt, rücksichtslos und töricht.

*

Jeder Wald ist unendlich.